



Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Philipp

Stuttgart [u.a.], 1952

VIII. Die Grünanlage.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

sprünge an. Kurz das ganze Vokabularium städtebaulicher Hochschulsemester wird auf kleinster Fläche angewendet. Und in den Haustypen erscheinen die überlieferten Ladenhüter alter Schubkästen; zu kompliziert und detailliert für unsere arm gewordene Zeit.

Auf der anderen Seite sprudelt es über von neuen Baukonstruktionen, neuen Bauarten, neuen Baustoffen, Fertighaus-Vorschlägen und so weiter. Jeder Techniker, der nicht recht beschäftigt ist, „erfindet“ etwas. In einem der Bundesländer werden zwischen 1945 und 1950 wohl an 600 neue Decken und an 200 neue Bauarten zur Prüfung vorgelegt. Man ist oft erschüttert über diesen Erfinderwahn und möchte sagen: warum einfacher, wenn es komplizierter geht. Von all dem Überschwang des Gesuchten und Gekünstelten wird nicht viel übrigbleiben.

Und gerade auf dem Gebiet, auf dem eine Umstellung am dringlichsten wäre, auf der Umgestaltung der Baumassen zur Verbilligung des Bauens geschieht wenig, eigentlich nichts. Man möchte bei dem an sich lobenswerten Ideal des freistehenden Einfamilienhauses bleiben. Man konzidiert allenfalls das Doppelhaus. Das Gruppen- oder Reihenhaus ist unerwünscht. Eingeschossige Bauten mit ausgebautem Dach – auf lange Sicht die teuerste Bauweise – sind die beliebtesten. Zweigeschossige Bauten erregen oft schon ein gewisses Mißbehagen. Dreigeschossige Bauten gelten als „skyscrapers“ (Wolkenkratzer). Hier bleibt für die wirklich tüchtigen Architekten noch ein weites Arbeitsfeld für brauchbare Vorbilder und gute Erziehung. Nur in einem ergibt sich ein bleibender Fortschritt: Das ist das weiter entwickelte Verständnis für den Boden, für Gartenland und Kleingarten; für Kinderspielanlagen und Sportplätze. Die Erkenntnis für das Grün in der Stadtgestaltung nimmt zu.

VIII. DIE GRÜNANLAGE

Den Bedarf an Grün im Städtebau rechtzeitig zu erkennen, ist bei dem neuzeitlichen, geballteren Städtebau besonders wichtig. Es fehlt hierin eine auf Erfahrung beruhende Überlieferung. Die Stadt hat früher kaum öffentliches Grün gebraucht; warum soll das jetzt nötig sein! Um das eine vorwegzunehmen: die Parkanlagen der fürstlichen Zeit sind nicht als Grün im Rahmen der Wohnstädte entstanden; es sind Tierparks oder Lustparks für den fürstlichen Hofhalt, zu denen die Bürger zumeist nicht einmal Zutritt haben. Daß sie später in die Stadt hineinwachsen und oft deren alleinige Grünanlage werden, ist das Glück dieser Städte, aber nicht die Anfangsbestimmung dieser Grünanlagen.

Bei Beginn jeder Wohnbautätigkeit – sei es früher, sei es in neuerer Zeit, etwa in Amerika – wird die Siedlung mitten in die Natur hineingebaut. Man schlägt das Grün ab, um Platz für seine Wohnung zu schaffen. Abwehrnot-

wendigkeit, Seßhaftigkeit und Wohlstand entwickeln allmählich geschlossene städtebauliche Formen. Dieses formgebundene Streben tritt in bewußten Gegensatz zu der ungebunden treibenden Natur. In der *antiken Straße*, auf dem antiken Forum, um den antiken Stadttempel sind Grünanlagen in unserem Sinne undenkbar. Sobald ein Bauwerk mit bewußtem Gestaltungswillen zu menschlich oder göttlich höherem Zweck errichtet wird, sei es als Basilika oder als Tempel, so werden marmorn die Wände und Säulenhallen, marmorn die Freitreppe und Rampen. Wohl kennt auch die Antike gefesseltes Grün, aber als Garten, umschlossen vom Haus, oder als Villenpark und Götterhain weit fern der Stadt. Gestaltungselement des städtebaulichen Raums jedoch ist das Grün nicht. Und wenn sich heute um die antike Säule der Efeu rankt oder neben der antiken Halle die rotblühende Riesenakazie reckt, so widerspricht das in künstlerischem Sinne der linien- und flächenstrengen Auffassung antiker Gestaltung.

Selbst im *antiken Garten und Park* muß die Natur sich dem steinernen Rahmen einfügen. Überaus fein sind die antiken Hausgärten, die raumumschlossen vor dem offenen Triklinium liegen. Die Mauern, meist von Arkaden durchbrochen, geben dem Garten das feste Gefüge. Steinerne Stege teilen die Fläche ein. Und in diesem Rahmen leuchtet unter blauem Himmel das tiefe Grün und das prangende Bunt der Natur. Auch die Weingärten sind durch steinerne Pfosten und Spaliere streng gefaßt. Wenn der Mensch die Natur sich dienstbar macht, dann läßt er sie nicht in freier Willkür schalten, sondern reiht sie in den Bereich menschlicher Ordnung ein. Niemals will der antike Mensch es der Natur gleich tun oder sie gar an Mannigfaltigkeit übertrumpfen. Für ihn ist auch der Garten ein Teil der Architektur, der er den Stempel seiner strengen, geschlossenen Ordnung aufprägt. Der Garten ist „gemessen“ wie der Mensch, der ihn schafft, ist Klarheit, Linie, Rhythmus. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als solch ein streng gegliederter antiker Garten und ein absichtlich willkürlicher „englischer“ Garten späterer Jahrhunderte.

Die antiken Parkanlagen sind Anordnungen außerhalb der Stadt, sind selbständige Gebilde, die auf das Stadtgefüge keinen Einfluß ausüben. Man denke an die antiken Gärten auf dem Palatin über Rom oder gar an die Villa Hadrian zwischen Rom und Tivoli. Innerhalb dieser Parkanlagen spiegelt sich die strenge Gesetzmäßigkeit antiken Formdenkens. Wie im Garten bildet auch hier das von Menschenhand geschaffene Mauerwerk, die Terrasse, die Pergola, das Becken das beherrschende, regelnde, straffende Moment. Dieser Linienklarheit müssen sich auch der Baum und die Pflanze einreihen. Hier schafft die Antike die herrlichsten Vorbilder für jene Verbindung von steinerner Architektur und architektonischem Grün, wie es die Italiener des Rinascimento so erfolgreich wieder aufnehmen.

Wenn dem Grün in der Stadt des Altertums nicht die Bedeutung eines form-

bildenden Faktors zukommt, so darf hieraus nicht etwa ein falscher Schluß auf die Bewertung von Wald und Grün in der Antike gezogen werden. Die Götter in den heiligen Hainen, die Satyrn und Faune in den Wäldern, die Nymphen und Floren auf den blumigen Wiesen zeigen die tiefe Verbundenheit der Antike mit der grünenden Natur. Eine dichterisch treffliche Wiedergabe dieser Auffassung geben Schillers Worte:

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.“

Die Natur ist dem antiken Menschen Wesen, lebendes, göttliches Sein, das man sich nicht nehmen, das man nicht wandeln und „verwenden“ kann.

Mit der gleichen ehrfurchtvollen Auffassung treten die *germanischen Völker* an die Natur heran. Sie verehren die Natur, die beten sie an. Der Wald ist ihnen ein heiliges Wesen. Dieses heilige Wesen ahmt man nicht nach, trägt man nicht in die menschliche Siedlung hinein. Auch die *mittelalterliche Stadt* kennt den Baum oder Park nicht als Element der Stadtgestaltung. Man kann sich weder eine mittelalterliche Stadt mit einer Grünanlage noch einen mittelalterlichen Menschen in einer Parkanlage vorstellen. Das mittelalterliche Sein ist erfüllt von dem mystischen Suchen nach einem göttlichen Wirken, das mit allem menschlichen Wirken verbunden ist. Man stellt sich das Walten als thronenden Gott, als vermittelnden Christus, als liebreiche Madonna, als schützende Engel, als helfende Heilige vor. Diese göttlichen Wesen zu ehren, ihnen Denkmale zu bauen, ist das höchste Ziel jener Zeit. Aber diese Denkmale können nur dann befriedigen, wenn sie das Höchste geben, was *Menschen* vermögen, wenn sie Ergebnisse äußersten menschlichen Schaffens, Strebens und Ringens sind. Jahrzehnte arbeitet man an einem Portalschmuck, an einem Sakramentshäuschen, an einem Altar. Die Mühsal, die Geduld, die Feinheit der Arbeit sind kaum vorstellbar. Aber ein Baum, der von selbst wächst, ist kein Schmuck an einem Dom; was können ihm die Menschen über sein natürliches Wachsen hinaus geben? Und eine ähnliche Auffassung, wie man sie von dem gemeinschaftlichen Gotteshaus hat, gilt auch für die Bauten der menschlichen Gemeinschaft; sie sollen Zeichen vollendet Kunst sein. Ein Rathaus oder Zunfthaus mit Grünanlagen zu schmücken, kommt nicht in Betracht. Auch die byzantinische, romanische und gotische Stadtbaukunst gebrauchen das Grün nicht als Gestaltungselement. Und wenn sich heute um das Gemäuer einer romanischen Kirche der wilde Wein rankt, oder die Halle eines gotischen Rathauses von schattendem Laub überdeckt wird, so widerspricht das dem Formwillen der Erbauer. Die menschlichen Gestaltungsformen sollen an sich Werke steingewordenen Strebens höchster Vollendung sein, in die man die Natur nicht hineinbezieht. Ist das auch zu dieser Zeit eine gewisse Scheu vor der Natur? Achtet man sie zu hoch, um sie zur Dienerin menschgeschaffenen Raumes zu machen? –

Und doch liebt das Mittelalter die Natur vom ragenden Baum bis zum kleinsten Küchenkraut; man überträgt diese ganze Liebe auf seinen *Garten*. Schon daß er das alleinige Reich der Frau ist, daß die Frau ihn mit ihrer fraulichen Feinheit betreut, gibt diesem Garten seine Eigenart. Die Straße ist laut. Handel und Gewerbe walten dort; lärmend holpert der schwere Wagen über das ungleiche Pflaster. Gern treten wir in das Bürgerhaus ein, durchschreiten den Flur, den Hof, die Werkstatt. Und nun sind wir rückwärts in dem tiefen Garten. Ein langer, mit Buchsbaum gefaßter Weg dehnt sich vor uns. Zu beiden Seiten Beete mit vielen Blumen: Kaiserkrone und Malven, Levkojen und Ver-*gißmeinnicht*, Männertreu und tränende Herzen. Da sind viele Blumen, die wir kaum noch kennen, allenfalls in entlegenen Bauerngärten noch finden. Kleine Querwege teilen die Beete ein; ein Weg endet seitlich in einer Laube, die von Glyzinen, kletternden Rosen und Clematis überrankt ist. Links bei der Werkstatt liegt das Küchengärtlein; was da alles wächst: Esdragon und Kämmel, Beifuß und Salbei, Majoran und Weinraute, Thymian und Lavendel. In der vollen Breite folgt der Gemüsegarten: Spinat wächst da und Melde, Gartenkresse und Sauerampfer, Puffbohnen und Krupperbsen, rote Bete und Schwarzwurzeln, alle Sorten frühen und winterlichen Kohls. Den Abschluß des Ganzen bildet der Obstgarten, der sich bis zu dem schmalen Sträßchen längs der Stadtmauer erstreckt. Und beiderseits schließen sich ähnliche Gärten der Nachbarn an, so daß das gesamte Geviert ein grünendes, blühendes, duftendes Gartenland ist. Gewiß, das Mittelalter kennt kein Grün der Straße und Plätze; aber im Grün des Gartens haben wir es nicht wieder erreicht. Denken wir noch an die Totengärten bei den Kirchen und die stillen Klostergärten; oder an die schmalen Gäßlein, die an bergigen Terrassen emporklimmen. Wohl ist der Mensch des Mittelalters ein Mensch der Gemeinschaft: der Gemeinschaft der Gottessucher, der Krieger, der Zünfte; aber im Grunde ist sein Wesen nach innen gekehrt, in sich verschlossen. Und so ist sein Garten.

In der Geschichte haben wir gelernt: mit der Entdeckung Amerikas endet die Zeit mittelalterlicher Volksgemeinschaft; es beginnt die Zeit des Herrschens, des Absolutismus. – Diese temporal richtige Angabe setzt aber einen tiefen inneren Wandel voraus. Einen Wandel, der zuerst den Menschen selbst wandelt, dann sein Schaffen, seine Werke, seine Umgebung. Wir wollen von dem stillen, mittelalterlichen Klostergarten einmal mitten hineingehen in diese gewandelte *fürstliche Zeit*: eine breite, vierfache Baumallee führt auf die Schloßachse zu, mündet vor dem Schloß in ein frei gelagertes „Blumenparterre“ und läßt vor der fenstergeteilten Schloßfront noch Raum für eine pergolageschmückte Terrasse. Das Grün ist Element der Stadtbaukunst geworden, fast beherrschendes Element. Vieles hat zu diesem Wechsel beigetragen; zwei Hauptgründe vor allem. Die Kriegskunst hat sich gewandelt; den neuzeitlichen Geschützen gegenüber haben die stadtumschließenden Mauern ihren Sinn verloren. Die Stadt ist

damit aus ihrer Enge befreit, wächst ungehindert hinaus ins freie Land. Und dann: an Stelle der horizontal gelagerten Gesellschaftsordnung des Mittelalters bildet sich die stark vertikal gestaffelte der beginnenden Neuzeit. Es ist ein Fürst da, ein Herr oder Herrscher, der mit befehlender Gewalt und leitender Hand den sich ausdehnenden Raum der Stadt nach dem einheitlichen Plan machtbetonter Stadtbaukunst ordnet. Da entstehen jene beherrschenden Schloßpunkte, die mit dem freien Land draußen durch große Grünachsen und weite Parkflächen verbunden werden. Die absolutistische Herrschermacht der Könige und aller kleinen und kleinsten Fürsten glaubt auch über die Natur herrschen zu können. Jene fast scheue Ehrfurcht vor der gottgeschaffenen und gleichsam heiligen Natur ist einer freigeistigen Auffassung gewichen, die mit dem Grün der Natur wie mit Bauteilen aus Stein umgeht. Auch die Bäume und Hecken müssen nun Formen und Figuren annehmen wie der behauene Stein. Bewundernswert, wie jene Zeit in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringt, ihr Wachsen und ihre Farben kennt. Erstaunlich, was die Natur sich an Biegungen und Krümmungen, an Aufpropfungen und Neuarten gefallen lassen muß. Es ist nicht mehr jenes stille Nehmen dessen in der Natur, was uns nützlich und erfreulich ist, wie es im Garten des Mittelalters geschah; sondern es ist ein selbstbewußtes Befehlen über die Natur. „Und bist Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ – Etwas ganz Neues tritt in die Kunst ein oder wieder ein, das ist die *Gartenkunst* als selbständige Gestaltung. Bald steht der Gartenkünstler über dem Architekten und Bildhauer, deren Schaffen sich seinen Plänen einzufügen hat. Das Grün wird das führende und beherrschende Element der fürstlichen Stadtanlagen. Überschaut man den Gesamtplan von Karlsruhe, so ist dieser Grundsatz bis zum äußersten durchgeführt. Die gleichen Strahlen und Kreise, die südlich des allbeherrschenden Schlosses die Straßen der Stadt bilden, bilden nördlich des Schlosses die Wege des Parks. Das Waldgebiet wird dem Stadtgebiet völlig gleichwertig behandelt. Ob auf einen betonten Punkt eine Häuserreihe oder eine Allee zustrebt, ob vor einem betonten Gebäude ein steinbelegter Platz oder ein Blumenparterre angeordnet wird, ist im Grundsatz dasselbe, und im Einzelfalle nur Frage der architektonischen Lösung. Das Grün ist Teil der Raumidee, ist plastische Masse, ist in Fläche und Linie, in Breite und Höhe Architektur geworden. Der Mensch im schwelenden Reifrock oder im farbigen Frack gehört zu dieser gezirkelten Natur und zu diesen geschnörkelten Beeten. Theater baut man aus der Natur in die Natur hinein, grüne Hecken als Kulissen, grüne Bäume als Hintergrund. Bald verlernt man die wahre Natur, kennt und liebt nur die künstlich geschaffene. Die Schafherde draußen ist unfein; aber Schäferspiele sind an der Tagesordnung. Man verlernt bald, die heiße Sonne zu achten; aber Rasenspiele im weichen Mondschein sind an der „Nachtordnung“. Man wird ganz eins mit dieser naturfernen Natur. Von der wahren Natur nimmt man nur, was fein und lieblich ist;

aber man haßt das wilde Wachsen und den mächtigen Sturm; man meidet das plumpe, unsaubere Vieh. –

Und bald übernimmt auch das neu sich bildende Bürgertum der Beamten, Gelehrten und Kaufleute – es ist nicht mehr das mittelalterliche Bürgertum der handwerklichen Zünfte – diese Mode des gekünstelten und gezirkelten Grüns. Der *Garten des Barock und Rokoko* ist ein wesentlicher Teil der Stadt jener Zeit. Es ist nicht mehr der geschlossene und verschlossene Hausgarten früherer Tage. Sondern breit und weit sind die neuen Gärten gelagert; nicht für die stille Hausfrau, sondern zur gesellschaftlichen Repräsentation. Sie nehmen große Gebiete der Stadtfläche ein, ganze Gevierte, in denen die Wohnhäuser frei und auf die Gärten bezogen liegen. An die Stelle des Häuserblocks mit Innengärten tritt der Gartenblock mit Häusern darin. Die Stadt ist nicht mehr ein Häusermeer, sondern ein Gartenmeer. Sie ist frei und offen und weit und grün. Was im großen im Park geschieht, erfolgt im bürgerlichen Garten im kleinen. Auch hier Terrassen und Alleen, auch hier Blumenparterres und Heckenwege. Auch bei kleinen Ausmaßen soll der Garten groß, monumental, architektonisch sein. Auch die Bürgerfrau geht in Reifrock und Stöckelschuhen; auch der Bürger trägt violetten Frack und weiße Kniestrümpfe. Zur Grandezza dieser Kostüme gehört die Grandezza dieser Gärten. Es ist kein Platz mehr für bäuerische Pfingstrosen und würzende Weinraute.

Mit dem Erbe der Vergangenheit an Grün geht der Städtebau in das *19. Jahrhundert* hinein. In den ersten Jahrzehnten einer nur bescheidenen städtebaulichen Weiterentwicklung genügt das. Daß man sich aber bei der gewaltigen Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit dem Erbe früherer Zeiten begnügt, ist ein betrübliches Zeichen. Man erbtt die alten Friedhöfe, die bei den einzelnen Kirchen liegen und allmählich nicht mehr zu Beerdigungszwecken verwendet werden. Sie waren „öffentliche“ Grünanlagen für die Toten; jetzt werden sie es für die Lebenden. Die Kinder haben sich schon längst in diese lauschigen Grünflächen gewagt; jetzt folgen ihre Hüterinnen, folgen die Erwachsenen. Die Gräber verschwinden; einzelne Erbmale stören nicht. Auch die Gitter und Mauern fallen. Es entstehen die ersten öffentlichen Grünanlagen. Es gibt kaum Schöneres als die zumeist aus alten Friedhöfen entstandenen holländischen Stadtplätze mit ihren gleichmäßigen Baumreihen als einzigen, aber so monumentalen Schmuck.

Und eine zweite Gruppe öffentlichen Grüns übernimmt das 19. Jahrhundert, das sind die nicht mehr benötigten Festungsanlagen, die Wälle und Gräben, die Bastionen und „Tenaillen“. Sie werden allmählich eingeebnet, mit Bäumen bepflanzt. In vielen Orten bilden diese geschleiften Festungsanlagen den Hauptteil des städtischen Grüns; oft geben sie noch heute der Stadt ihren Charakter mit dem Kranz grüner Alleen.

An manchen Orten aber sind es vornehmlich jene fürstlichen Anlagen, die mit

ihren weiten Flächen und herrlichen Bäumen das rettende Grün in der steinernen Expansion des städtebaulich so unglücklich ausgehenden 19. Jahrhunderts werden. Das heutige Düsseldorf oder Dresden oder Bonn oder manche anderen Städte sind so stolz auf ihre Grünflächen und lassen sich gern dieserhalb bewundern. Man soll aber nicht übersehen, daß es sich nicht um „städtbauliche“ Ergebnisse des 19. Jahrhunderts handelt, sondern um ein glückliches Erbe fürstlicher Großzügigkeit, das nun Tausenden und Hunderttausenden zum Segen wird. Das einzige Verdienst des 19. Jahrhunderts ist, daß es diese fürstlichen Grünflächen nicht restlos zubaut! Selbst eine solch anwachsende Stadt wie Berlin hat kaum mehr als seinen Tiergarten, seine Parks wie Bellevue, Charlottenburg, Monbijou, die es durchweg der früheren Parkliebe der Hohenzollern verdankt. Die Stadt Berlin fügt in den riesigen Neubaumassen des 19. Jahrhunderts fast nichts an Großgrünflächen hinzu. Und was fast noch schlimmer ist: für die bisher so umfangreichen privaten Grünflächen, die Gärten, ist in den Blocks der neuen Mietskasernen nicht der geringste Platz mehr. Berlin lebt wie viele Großstädte von dem ererbten Grün. In den neuen Wohngebieten entstehen keine wirklichen Großgrünflächen.

Und doch haben wir inzwischen die *Notwendigkeit hinreichender Grünflächen* für die Stadt, insbesondere für die Großstadt, erkannt. Unser Wunsch, das Versäumte gutzumachen, führt bisweilen zu ungeeigneten und kleinlichen Maßnahmen. Denn Beete mit Blumen und Schutzgittern gehören nicht auf städtische Monumentalplätze. Es gibt städtebauliche Gebilde, deren steinerne Monumentalität – heute wie in der Antike – nur schwer durch Grün ergänzt werden kann. Andererseits sind die erforderlichen öffentlichen Grünflächen auch nicht durch eine weitgehende offene Bauweise zu ersetzen. Kleine Privatgärten können die Funktionen der allgemein zugänglichen Erholungsgebiete nur sehr zum Teil erfüllen. Auch läßt ein Übermaß von Flachbauweise die Stadt ins Uferlose wachsen.

Zwei Gruppen sind beim öffentlichen Grün der Stadt zu unterscheiden, wenn sie auch in der Praxis ineinander übergehen: das *Schmuckgrün* und das *Nutzgrün*. Straßen, unter Umständen auch Plätze, können wir mit Grün schmücken, reicher, freundlicher, gesünder gestalten; aber sie müssen in erster Linie ihrem eigentlichen Zweck dienen. Dadurch bestimmt sich Art und Umfang des Grüns. – Ganz anders steht es mit den Anlagen, die als Grünflächen genutzt werden sollen, wie Spiel- und Sportplätze oder Stadtparks und Stadtwälder. Sie haben ausschließlich diesem Zweck zu dienen und dürfen für Bauzwecke oder Verkehr nur in dem unbedingt notwendigen Umfang herangezogen werden.

Es ist nicht leicht, einer *Straße mit Bäumen* einen bestimmten Charakter zu geben. In den alten Straßen wirkten die Hausfronten allein; in den Alleen des 18. Jahrhunderts wirkten die Baumreihen allein. Aber beides zusammen? – Am besten läßt sich noch ein einheitlicher Charakter erreichen bei Straßen mit

aufgelockerter Bebauung, mit Gärten zwischen den Häusern und betonten Baumreihen. In solchen Straßen wirkt das Grün leitend, die Häuser fügen sich ein. Bei den Straßenbäumen darf nicht übersehen werden, daß sie wachsen; aber die Häuser wachsen nicht. Wir müssen uns über die spätere Raum- und Linienwirkung klar sein. Wenn sich hinter den hohen Linden einer Bremer oder Paderborner Ringallee die bescheidenen zweigeschossigen Häuser reihen, so geben die Bäume, Stämme wie Kronen, der Straße ihren Raumcharakter, während die Häuser nur als feine Begleitung erscheinen. Wenn sich aber vor den hohen, mit grünen Fensterläden geschmückten Wohnbauten einer Mannheimer oder Darmstädter Hauptstraße niedere Rotdornbäume hinziehen – hinzogen! –, dann bilden die Häuser den Straßenraum, und die Bäume wirken nur wie eine belebende Perlenkette.

Mitbestimmend für die Wirkung der Bäume in der Straße ist die Behandlung des Grüns vor den Häusern. Augenblicklich lautet die Parole: *Tod dem Vorgarten!* Anlaß geben die steinernen Einfriedigungspfeiler, die massigen Eisengitter und die zu hoch gewachsenen Büsche in den Vorgärten. Die Eisengitter sind für Kriegszwecke verwendet; die Pfeiler werden abgetragen; die Büsche kann man kurz schneiden. Aber wegen Fehlern in der Vergangenheit soll man die Vorteile des Vorgartens nicht erkennen. Gerade bei dem zunehmenden Verkehr ergibt der Vorgarten ein äußerst willkommenes Abrücken und Trennen von der Straße. Und nun sagt man, der Vorgarten störe die Übersichtlichkeit des Verkehrs. Man soll diese Dinge mehr vom Standpunkt der Bewohner, weniger vom Standpunkt der Autofahrer sehen. „Die Straße dem Verkehr!“ Schön: aber die Verkehrsstraße. Die Wohnstraße dagegen in erster Linie dem Bewohner! Zumeist beklagen die Bewohner die Wegnahme der Vorgärten; sie büßen etwas von ihrer Abgeschlossenheit ein zugunsten des – Verkehrs. Daß damit nicht unnötig hohen „Löwenkäfig“-Gittern das Wort geredet werden soll, ist selbstverständlich. In einer Wohnstraße des Essener Industrieviertels, die bei einer großen chemischen Fabrik endet, waren Vorgärten mit hohen Fliederbüschchen und hohen Gittern zwischen gemauerten Pfeilern angeordnet. Die Straße wirkte grün und freundlich inmitten der etwas trostlosen Umgebung. Seit dem letzten Krieg sind die Vorgärten beseitigt, das heißt die Gitter wanderten zum Hochofen; die Büsche konnten sich ohne Schutz nicht halten. Es blieben die Betonsockel längs der Straße und Nachbargrenzen, es blieben die Betonplatten und -stufen an den Eingängen. Das Ganze ist heute ein trostloser Trampelplatz für die Kinder der ganzen Straße. Solange man den Vorgarten nicht durch etwas Besseres ersetzt, soll man ihn getrost belassen! Selbstverständlich soll man eine verbesserte Gestaltung anstreben. – Die Art, einen Vorgarten richtig zu gestalten, hängt von der Art der Bebauung, der Art der Straße und – der Art der Bevölkerung ab. Bei geschlossener Bebauung werden im allgemeinen Grünstreifen mit niedrig gehaltenem Buschwerk oder

Hecken und nicht zu hohen Gittern richtig sein. Statt dessen aber durchweg nur Rasen und Betonsockel zu verwenden, liegt keine Veranlassung vor. Bei hohen Häusern kann eine solche Anordnung sogar maßstäblich falsch wirken. – Bei offener Bebauung, besonders, wenn die Häuser in etwas größerem Abstand von der Straße liegen, soll man die Gärten ruhig rings um die Häuser bis an die Straße heranziehen, mit Büschen und Bäumen bepflanzen und in der ortsüblichen Weise einzäunen. Der Vorgarten wird dann Begrenzung des Straßenraums und kann getrost höhere Bäume und Hecken vertragen. In einer rheinischen Großstadt wurde vor einigen Jahren der 7 Meter tiefe Vorgarten eines freistehenden Einfamilienhauses in offener Bauweise mit einer Bruchsteinmauer (etwa 1,20 Meter hoch) eingefaßt, die gleichmäßige Rasenfläche wurde mit einigen Eichen und einer Hängeweide bepflanzt, das Haus liegt im Grün der Bäume eingebettet. Bei dem unlängst erbauten Nachbarhaus wurde nach bauaufsichtlicher Anordnung der Vorgarten nur durch einen Sockel von der Straße getrennt und mit niedrigen Büschen bepflanzt. Man sollte die Vorgartengestaltung nicht solch schnellem Wechsel der Auffassungen unterwerfen; jedenfalls liegt zu solchem „Puritanismus“ keine Veranlassung vor. – Daß für die Ecken von Verkehrsstraßen und für Geschäftsstraßen besondere Lösungen erforderlich sind, mag für die Überängstlichen betont werden.

Verhältnismäßig neu ist auch der *mittlere Grünstreifen* für die Straße. Wert haben solche Grünstreifen nur, wenn sie eine geruhsame Gehmöglichkeit bieten, das heißt also in Straßen mit nicht zu starkem Verkehr. Rechts und links umbrandet vom hastenden Verkehr haben diese schmalen Grünstreifen keinen Sinn; sie bilden sogar für den Querverkehr, wenn das Grün nicht ganz niedrig gehalten ist, eine Gefahr. In Rom sind neuerdings Versuche gemacht, in einzelnen Straßen, zum Beispiel in der Viale Mazzini, die mittleren Grünstreifen so breit zu halten, daß sie ab und an zu kleineren Spielplätzen mit rings geführter Hecke ausgestaltet sind. Die Querstraßen sind nur selten durchgeführt; ein Längsverkehr auf dem Mittelstreifen findet nicht statt. Aber sehr glücklich kann man diese Lösung nicht nennen; es ist nicht Straße und es ist nicht Grünfläche. Eine Straße von der Bedeutung der Viale Mazzini dient der Anliegerbenutzung und dient dem Verkehr; und nun soll sie auch noch der Erholung dienen. Da wird die Funktion der Straße immer unklarer, und ihre Ausstattung immer schwieriger.

Noch weitergehender Überlegung bedarf die *Grünausstattung von Plätzen*. Der antike und der mittelalterliche Platz kannten, wie dargelegt, keine Grünanlagen. Auch der heutige Stadtplatz verträgt im allgemeinen keine oder nur beschränkte Grünanlagen. Diese Erkenntnis fällt manchem Städtebauer recht schwer. Gärtnerische Schmuckanlagen auf städtischen Plätzen sind doch Losungswort. Kaum auszudenken, daß das nicht richtig sein soll. Wie man die „guten Stuben“ im 19. Jahrhundert mit „Makart-Buketts“ schmückte, so schmückt man die städtischen Plätze mit lieblichen Blumenbeeten, macht sie zu

„Schmuckplätzen“, Was ist das eigentlich, ein Schmuckplatz? – Zumeist ein städtebaulicher Widerspruch! Vielleicht könnte man den begrenzten Vorplatz eines öffentlichen Gebäudes einen Schmuckplatz nennen; aber zum Schmuck von städtischen Monumentalgebäuden passen Blumenbeete im allgemeinen nicht. Man kann den Gendarmenmarkt in Berlin, den Rathausplatz in Bremen, den Römer in Frankfurt nicht mit Grünanlagen „schmücken“. Legt man aber Rathäuser ganz in Grünflächen, wie in Hannover oder in Recklinghausen, dann wirken sie nicht als städtische Rathäuser. Das Rathaus ist Stadtkrone, „baulicher“ Mittelpunkt; kann nicht grüngeschmückt sein. Wenn man jetzt im Berliner Lustgarten die Blumenanlagen beseitigt, so ist das städtebaulich richtig; wenn man zur Vergrößerung des Platzes das Berliner Stadtschloß abreißt, ist das städtebaulich und historisch unverständlich.

Wir müssen uns bei den städtischen Plätzen über ihre Zweckbestimmung im klaren sein. Verkehrsplätze, Marktplätze, Versammlungsplätze usw. haben in erster Linie ihren Zwecken zu dienen. Wohl können solche Plätze im Rahmen ihrer Zweckbestimmung und ihrer Gesamtgestaltung eine beschränkte Grünausstattung erhalten, zum Beispiel Baumreihen, Heckenzeilen, Rasenstreifen. Aber diese Anlagen dürfen die planmäßige Nutzung des Platzes nicht stören; er muß ungehindert das sein, wozu er im städtischen Aufbau bestimmt ist. Erweist sich ein Platz für seine Zweckbestimmung zu groß oder wird er überhaupt hierzu nicht mehr benötigt, so kann man ihn ganz oder zum Teil zu einem Erholungs- oder Spielplatz ausgestalten. Es muß aber eine einwandfreie Abtrennung gegen den Verkehr oder die sonstige Nutzung erfolgen. Innerhalb der Abtrennung ist die Anordnung jeder Art von Grünanlagen, von Blumenbeeten, von Rasenflächen, von Büschen, Bäumen, von Spielgeräten, Planschbecken und dergleichen ohne Bedenken, selbstverständlich in anständiger Gestaltung. Die Grünanlage scheidet aus dem Netz der Straßen und Plätze aus und wird Erholungsfläche. Vorzügliche Beispiele dieser Art kann man zum Beispiel in London beobachten, wo in der City und in Westminster inmitten des überstark brandenden Verkehrs Erholungsplätze und Kinderspielplätze abgetrennt sind. Diese Erholungsflächen, das „Nutzgrün“ der Stadt, umfassen alle Gebiete, die wir zum erholenden Aufenthalt benötigen, wie Kinderspielplätze, Sportplätze, Ruheplätze für die Alten, Parks und dergleichen. Daß das Grün ein wichtiger Teil der Großstadt ist, bedarf keiner Begründung. Aber wie ist es in Kleinstädten oder gar auf dem Lande? Da rufen wir heute auch nach *Spiel- und Sportplätzen*, die es in der „guten, alten Zeit“ nicht gab; und doch wuchs damals ein gesundes und kräftiges Geschlecht heran. Es ist nicht leicht, auf diese Frage treffend klar einzugehen. Auch wir sind früher auf dem Dorf Schlittschuh gelaufen, Schlitten gefahren, haben geschwommen, gerudert und geturnt. Aber – sagt die heutige Zeit, das war doch kein ordnungsgemäßer Trainingssport. Dabei dürfen wir freilich nicht verkennen, daß der Sport heute vielfach vom Sportmäßigen zum – wie soll man es

sagen — Berufsmäßigen wird. Vielen ist das Toto wichtiger als der Fußball. Vielen ist das Zuschauen beim Kunsteislauf auf der Hallenbahn wichtiger als selbst Schlittschuh zu laufen. Bei dem Wunsch nach Sportplätzen auch in dem Dorf, wo die offene Natur doch so herrlich ist, spricht die angestrebte Gleichbehandlung aller Teile des Volkes mit. Bei der noch fehlenden Militärausbildung soll allen eine Gelegenheit zur Körperausbildung gegeben sein.

Ein weiterer Grund liegt in der heute sicherlich stärkeren und körpererschaffenden Beanspruchung des Menschen zu beruflichen Zwecken. Die gleichmäßige Ausbildung aller Volksgenossen beruht auch auf der richtigen Auffassung, daß wir keine ungelenken „Bauernjungen“ im Gegensatz zum sportgewandten Städter mehr haben wollen.

Im Altertum gehört die Palästra, das Stadion zum selbstverständlichen Bestandteil der Stadt, damals allerdings in Verbindung mit der Schule schlechthin. Dem Mittelalter sind solche Einrichtungen fremd. Die körperliche Ausbildung beschränkt sich im allgemeinen auf den Ritterstand und einige Bevorzugte. Allmählich verflacht auch diese Ausbildung zu einem höfischen Spiel. Für die breite Masse des Volkes sind im Mittelalter wie in der beginnenden Neuzeit Turnen und körperliche Ausbildung etwas Unbekanntes geworden. Man denke nur daran, welche Anstrengungen, ja sogar politische Kämpfe es im beginnenden 19. Jahrhundert kostet, das Turnen für die Ertüchtigung der Jugend nutzbar zu machen. Heute gilt es als Selbstverständlichkeit, in der Stadt wie in kleinsten Orten die erforderlichen Turn- und Sportplätze für die Jugend bereitzustellen. Freilich mit übergroßen *Stadien* soll man zurückhaltend sein. Sie liegen vielfach zu weit ab von Teilen der Stadt und werden auch sonst zu wenig ausgenutzt. Richtiger ist eine Anzahl kleinerer, guter Sportplätze, die über das Stadtgebiet zerstreut sind.

Für die Großstadt ist ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, die Anordnung vieler *Kleinkinder-Spielplätze*, über die ganze Stadt planmäßig verteilt. Dies Erfordernis hat nichts mit der früheren oder heutigen Auffassung des Turnens oder des Sports zu tun; es handelt sich vielmehr um eine Notwendigkeit, die aus dem Gebilde „Großstadt“ selbst entstanden ist. Nur wer in der Großstadt lebt und mit offenen Augen die Lage der Kinder miterlebt, vermag hier mitzuempfinden und mitzuhandeln. Man darf hierbei nicht an die Kinder aus der Umgebung der Eilenriede in Hannover oder aus der Marienburg in Köln denken, sondern an die große Masse der Kinder in den Mietskasernengebieten der Großstädte. Wir staunen heute über das Unverständnis der Stadtväter und Stadtverwaltungen jener Zeit vor und nach 1900, als sie das Meer der überengen Häuser uferlos über das Land losließen. Vieles von dem, was wir in den letzten Jahrzehnten sozial und politisch erlebt haben, ist die Quittung dieser Wucherrechnung! — Begleiten wir doch einmal solch ein Kind der Jahrhundertwende auf seinem Großstadtweg. In einer Einzimmerwohnung, die neben der gesamten

Familie noch einen Schlafburschen (oft auch zwei!) beherbergt, ist das Kind geboren. Es ist eine Erdgeschoßwohnung, in die ein direkter Sonnenstrahl nicht hingelangen kann. An warmen Tagen wird das Kind auf den Hof geschoben, dessen verbrauchte Luft nicht gerade balsamisch ist. Dann kriecht es auf dem Hof; dann trippelt es vom Hof auf die Straße. Dort ist die Luft zwar etwas frischer; aber viel Staub ist da und viel Gefahr. Mit fünf Jahren hütet es tagsüber das kleinere Geschwisterchen. Dann kommt der Schulweg, nur zwei Straßen weit. Der Schulhof mit einigen Bäumen ist eine sehr bescheidene Abwechslung im steinernen Einerlei. Mit zehn Jahren wird es zum erstenmal einer Ferienkolonie zugeteilt, um dann freilich das steinerne Elend daheim doppelt zu empfinden. Vom elften Jahr ab muß der Junge früh vor der Schule Zeitungen mit austragen, treppauf, treppab im ganzen Geviert. Mit vierzehn Jahren kommt er in die Lehre zu einem benachbarten Schuster. Dort hockt er tagaus, tagein, denn Sportabende, Urlaub für Lehrlinge und solch „modernen Luxus“ gibt es damals nicht. Das Kind hat mit Ausnahme der Ferienreise kaum Wald und Felder, Tiere und Bauernarbeit kennengelernt. Ist das Bild etwa zu düster gezeichnet? – Im Gegenteil, es läßt noch all die Gefahren sittlicher und sanitärer Art außer Betracht, die das Kind täglich umlauern. Es ist auch nicht etwa ein besonders krasses und unwahrscheinliches Bild, sondern der Jugendweg von Tausenden und aber Tausenden von Großstadtkindern jener Tage. Gibt es denn keine Kleinkinder-Spielplätze damals? Ja und nein. Wirkliche Kleinkinder-Spielplätze mit Sandhaufen, Planschbecken, Spielgeräten gibt es nur sehr wenige. Und die wenigen liegen viel zu weit ab von den einzelnen Wohnquartieren, sind für die meisten Kinder unerreichbar. Erst ganz langsam kommt die immer dringendere Forderung nach solchen Spielplätzen und vor allem nach einer gleichmäßigen Verteilung über die gesamten Wohngebiete. Und die Forderung ist noch lange nicht Erfüllung. Ab und an werden bei Schrebergärten kleinere Spielplätze angelegt; aber sobald gebaut wird – und wenn die Spekulation einen Vorteil sieht, wird überall gebaut –, dann verschwinden die Schrebergärten und der Spielplatz. Das nimmt man als etwas Selbstverständliches hin. Ein Spielplatz bringt doch nichts ein! – Die Dreiklassen-Stadtverordnetenversammlung sorgt vor allem für die Erfüllung spekulativer Interessen. Deutschland bezahlt diesen Fehler der überwiegend plutokratisch beeinflußten Stadtverwaltungen und den unverständlichen Mangel an Kinderfürsorge (der auch nicht durch einen Wohltätigkeitsbasar ersetzt werden kann) bitter. Es wächst ein Geschlecht heran, das sozial unbetreut, innerlich heimatlos werden muß. Man kann dem Menschen, vor allem dem Kinde, die Mutter Erde nicht ungestraft nehmen! –

Für die immer wachsende Großstadt ist aber noch mehr nötig als das Schmuckgrün der Straßen und Plätze sowie das Nutzungsgrün der Spiel- und Sportanlagen. Nötig ist die *planmäßige Unterbrechung der Stadt durch Grün*, die Einschaltung von *Großgrünflächen*, gleichwertig mit den Wohn- und Industrie-

flächen. Darin besteht das eigentlich Neue der heutigen Stadt, bedingt durch die große Zusammenballung von Menschen, bedingt aber auch durch die ganz andere Lebens- und Schaffensintensität des heutigen Arbeiters. Alle nicht bebauten oder nicht zu bebauenden Flächen der Stadt müssen ein wohlverteiltes, planmäßiges Ganzes bilden: Dauer-Schrebergärten, Stadtparks, Friedhöfe, Stadtwälder, Wasserflächen dürfen nicht der privaten Nutzung überlassen werden. Diese planmäßige Aussparung und Ausgestaltung der öffentlichen Großgrünflächen ist dem früheren Städtebau fremd.

Schrebergärten wurden in der Regel auf einstweilen unbebautem Gelände untergebracht; bei der Bebauung mußten sie weichen. Das ist alles andere als eine planmäßige Anordnung und zudem eine schwere Zumutung für die beteiligten Kleingärtner. Wenn sie in jahrelanger, harter Arbeit die Erde gepflegt haben, dann kommt mit einemmal der Maurer und macht ihrer langen Arbeit, oft sogar der gerade aufstehenden Ernte, ein Ende. Hieran kann auch die fortschrittlichste Kleingartenordnung nicht viel ändern, solange die Kleingärten nicht ihr eigenes Land im Stadtplan haben, genau wie das Bauland. Das Kleingartenland muß sorgsam unterverteilt sein innerhalb und am Rande der einzelnen Wohngebiete. Kleingärten weitab von den Wohnungen, die nicht täglich nach der Berufsarbeit aufgesucht werden können, sind nur bedingt brauchbar.

Die *Friedhöfe* haben im Süden schon immer als Zielpunkt sonntäglich geschmückter Menschen gegolten. Es entspricht durchaus südlicher Sitte, daß die ganze Familie am Sonntag zu den Gräbern wandert, sich dort lagert, das Essen auspackt und im Schatten der Zypressen den Tag verbringt. Und dabei ist der südliche Friedhof vielfach ein Marmorchaos eigenartiger Geschmacksrichtung. Bei uns legt man Wert darauf, neue Friedhöfe nicht zu einer Fläche endloser Reihengräber zu machen, sondern sie als Parkfriedhöfe oder Waldfriedhöfe auszustalten, die durchaus ein Ziel für feiertägliche Wanderungen sein können. Diese Friedhöfe dem Grün des Stadtganzen einzugliedern, ist ein Teil der gesamten städtebaulichen Planung.

Draußen im freien Gelände um die Stadt muß frühzeitig bedacht werden, was vom Grün der Natur für immer erhalten bleiben soll. Vor allem die *Wälder* müssen unantastbar sein. Mit heiliger Ehrfurcht muß der Städtebauer vor dem deutschen Wald stehen. Man denke nur, um ein Beispiel von tausenden zu nennen, an die Tragödie des Grunewaldes bei Berlin. Jahrzehntelang geht der Kuhhandel zwischen dem staatlichen Forstfiskus und der Stadt Berlin. Dann wird zur besseren Erhaltung des Waldes der Zweckverband „Groß-Berlin“ gebildet. Nun, diesen Zweck erreicht der alsbald wieder Entschlafene nicht; ebenso wenig sein Nachfolger, die Großgemeinde Berlin. Man sehe sich einmal eine Forstkarte des Grunewaldes von 1890 und eine solche von 1940 an. Mehr als die Hälfte des Waldes ist in diesen fünfzig Jahren verschwunden; der Rest hat kaum noch Waldeswert. Zuerst werden die großen Reichsbahnanlagen und Autorenn-

strecken in den Wald gelegt. Dann kommt das, was man damals so schön „die Erschließung des Grunewaldes“ nennt. Das heißt es werden zunächst die Bäume entfernt, um die erforderlichen Wohnstraßen anzulegen (die vorab auch wirklich durch den Wald führen). Dann wird der Wald längs der Straßen parzelliert, und jeweils beim Bauen wird die Mehrzahl der Bäume innerhalb der Parzellen abgehackt. Die Operation bleibt so der großen Menge unauffälliger; aber sie ist in der Endwirkung durchaus vollständig. Im nicht parzellierten Wald werden zahlreiche öffentliche Anlagen aller Art untergebracht: Versammlungshallen, Sportplätze, Schießstände, Vergnügungsstätten usw. – Vom deutschen Boden sind nur 27 Prozent Wald. Man sollte diese möglichst nicht zur Deckung des Baulandbedarfs heranziehen. Es gibt in der Umgebung fast aller Großstädte waldlose und nicht sehr fruchtbare Strecken. Ehe also der Städtebauer auch nur ein Waldstück zu Bauzwecken vorsieht, sollen alle Möglichkeiten einer anderen Bedarfsdeckung geprüft werden. Die Stadt muß eine bewußte Grünpolitik betreiben, der der gleiche Wert zukommt wie der Wohnungspolitik. Das Grün ist ein wesentlicher Bestandteil der heutigen Gesamtstadt, anders als in der Antike und im Mittelalter.

IX. DIE STADT

Die antiken Städte – ob es sich um langsam gewachsene Städte im griechischen Mutterland handelt oder um einmalig gegründete Städte im Kolonialgebiet Siziliens – sind immer geschlossene Steinaufbauten im Gegensatz zur frei sich entwickelnden Natur. Es herrscht die einfache, geometrische Linie, die klar sich türmende Gruppe. Wir staunen über die Großlinigkeit und Großräumigkeit der antiken Stadtplätze. Aber wir staunen auch über die linienhafte und gemessene Art der Wohnquartiere, die oft über die Unebenheiten der Natur hinweggeht. Freilich der Weg ist lang, der zu dieser abgeklärten Gestaltung führt, wie auch die Zeit lang ist, die zu dem abgeklärten Menschen des antiken Griechentums geführt hat. Wenn man die einzelnen Schichten der übereinanderliegenden Reste antiker Städte bei den Ausgrabungen freilegt, dann sieht man, wie die Stadt im Laufe der Jahrhunderte von der Enge, der Unklarheit, dem Zufälligen sich entwickelt zu dem Weiten, Klaren, Zielbewußten. Wie die Materie überwunden wird, und die Stadt Ausdruck des strebenden, klarenden Geistes wird. Wie gerade der hellenische Geist die Stadtform zu dem fast vollendeten Rhythmus führt, der dann Beispiel für die übrige antike Welt und mittelbar für uns wird. Die Römer übernehmen die Grundzüge der hellenischen Stadt. Aber sie geben ihr sofort etwas von dem römischen Menschen, von seiner robusten Einfachheit und militärischen Strenge. Das quadratische römische Lager wird Muster der römischen Stadt. Lager und Stadt verschmelzen. Die geradlinige Umgrenzung des Lagers,